

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 40. Bromberg, den 25. Februar 1926.

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von **Otto Willi Gail.**

(6. Fortsetzung.)

Suchinow ging sinnend auf und ab, er schien mit sich zu kämpfen und lebhafte Unruhe malte sich auf seinem eingefallenen Gesicht ab.

„Das andere Telegramm ist also nicht von dir?"

„Nein — übrigens Papa, du siehst schlecht aus, du solltest dich mehr schonen!" flötete Frau Mertens.

Onkel Sam rieb sich die Hände. Papa hatte sie gesagt? Das Geheimnis begann sich zu lüften.

„Laß das dumme Zeug — ich habe an anderes zu denken als an meine Hautfarbe. — Hast du die Briefe an Korf noch?"

„Ich habe sie in Berlin zur Besorgung hinterlegt — an zuverlässiger Stelle."

„Bei wem?" fragte Suchinow kurz.

„Bei unserem ehemaligen Hausmeister."

„Weiß der Mann —?" drohend bohrte sich sein Blick in die hübschen Augen seiner Tochter.

„Von mir jedenfalls nichts," erwiderte diese schnippisch.

„Von wem denn sonst? Zweifellos hat der Mensch irgendetwas verraten. Das hat man davon, wenn man dumme Frauenzimmer ins Vertrauen zieht."

„Ich habe mich in dein Vertrauen nicht eingedrängt, verehrter Herr Papa. Wenn du nicht höflicher wirst, lasse ich dich hier stehen und gehe! Was kümmert mich dein ganzer Kram? Laß mich doch in Ruhe mit deinen dunklen Machenschaften!"

Frau Mertens, die noch immer vor dem Spiegel beschäftigt war, vollführte eine elegante Drehung auf dem hohen Absatz, versenkte die Hände in die kleinen Seitentäschchen ihrer Jacke und sah ihren Herrn Papa herausfordernd an.

Onkel Sam tat der Mann leid, der da ruhelos auf und ab wanderte und sich das Hirn zermartern mochte, um dem Absender der Telegramme auf die Spur zu kommen. Bemühen Sie sich nicht, mein Herr! dachte er, als Suchinow das Telephon zur Hand nahm, um es nach einigen ungeduldigen Versuchen wieder ärgerlich auf die Gabel zurückzuwerfen.

„Der Portier muß wissen, wer diese Zimmer bewohnt," sagte er knirschend, „wehe dem Kerl. der sich da in meine Angelegenheit zu mischen wagt — gehen wir — hier haben wir nichts zu suchen!"

Sam wartete noch ein wenig, nachdem die beiden gegangen waren, kroch dann aus seinem Versteck hervor, löschte alle Lichter und verließ über die Hintertreppe durch das Restaurant das Haus. Sein erster Gang war zu einem Photographiegeschäft, dessen Geschäftsräume glücklicherweise noch nicht geschlossen waren. Man schüttelte den Kopf über die Zumutung Finkles, der absolut darauf bestand, daß die drei Platten heute Nacht noch entwickelt und kopiert werden müßten.

„Die Abzüge werden ja gar nicht trocken in der kurzen Zeit."

„Dann nehme ich sie eben naß mit und wohl verstanden — bis morgen früh sieben Uhr müssen sie in meinem Hotel abgeliefert werden. Die Platten bitte ich für mich sorgfältig aufzubewahren. Wenn ich weitere Abzüge brauche, schreibe ich." Er war nicht gewillt, sich mit Ausflüchten abspeisen zu lassen und setzte es auch durch, daß man die Ausführung seines Auftrages zuverlässig versprach.

Erleichtert atmete Sam auf, als er den Laden verlassen hatte — nun war er fertig für heute und er war zufrieden mit dem Erfolg seiner Arbeit. In jugendlichem Überschwang breitete er die Arme aus: „Und nun — du fröhliche Stadt sorglosen Lebensgenusses — jetzt kommst du daran!"

10.

Gefangen.

Mitternacht war längst vorüber, als der alte Sam wieder in seinem Hotel eintraf. Der Portier berichtete ihm mit verschlafenen Augen und unter stetigem diskret verdecktem Gähnen, daß am Nachmittag eine Dame dagewesen sei, die nach Herrn Suchinow fragte und bald darauf ein Herr, der sich nach einer Frau Mertens erkundigte. Die Herrschaften hätten ziemlich lange gewartet. Der Herr sei dann später noch einige Male gekommen und wollte dringend Herrn Doktor Finkle sprechen: er — der Portier — habe ihm aber bedeutet, daß Herr Doktor kurz nach fünf Uhr schon fortgegangen und bisher nicht wiedergekommen sei.

„Ich bin leider durch verschiedene geschäftliche Dinge abgehalten worden," sagte Sam vergnügt, „kommt der Herr morgen wieder?"

„Ich denke wohl."

„Gut, dann verständigen Sie mich bitte, sobald er da ist."

Der Portier mochte wohl über die geschäftlichen Abhaltungen, die bis über Mitternacht gewährt hatten, seine eigene Meinung haben, die er aber vorsorglich für sich behielt und nur durch ein leichtes Schmunzeln verriet.

Sam kombinierte und dachte in dieser Nacht nichts mehr; kaum hatte er die Bettdecke sich bis an den Hals gezogen, da lag er schon im tiefen Schlaf. Der schwere Tokaier tat seine Wirkung.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als er am anderen Morgen erwachte; es ging auf zehn Uhr. Rasch sprang er aus dem Bett und kleidete sich an. Auf dem Tisch im Salon lag ein großes gelbes Kuvert des Photographiegeschäftes.

„Es hätte also gar nicht so geeilt", sagte er zu sich, „Herr Suchinow scheint noch nicht dagewesen zu sein. Aber besser ist besser!" Er öffnete den Umschlag und studierte behaglich die Bilder. Sie waren gut ausgefallen, scharf durchgezeichnet und ausreichend belichtet. Einen geradezu komischen Eindruck machte die Aufnahme, die Frau Mertens und Herrn Suchinow in schwerstem Streit zeigte, wie die Frau in sichtlicher Entrüstung dem Manne ein Stück Papier vor die Augen hielt, während die andere Hand in heftiger Geste in der Luft hing. Geradezu zwerchfellerschütternrd wirkte das verdutzte Gesicht Suchinows.

„Spaß muß sein!" philosophierte der alte Sam und klingelte nach dem Frühstück.

Inzwischen trat unten im Foyer Dimitri Suchinow auf den Portier zu.

„Kann ich nun Herrn Doktor Finkle sprechen?" fragte er barsch.

„Gewiß", beeilte sich der Portier zu erwidern, „Herr Doktor erwartet den Herrn bereits. Ich werde ihn sofort benachrichtigen."

„Er erwartet mich?" brummte Suchinow, indem er sich in einer Ecke der ziemlich menschenleeren Halle niederließ, „unverschämter Mensch!"

Sam erschien erst nach geraumer Zeit; er hatte es sich nicht versagen können, für die lange Haft gestern in dem dunklen Schlafzimmer eine kleine Rache zu nehmen.

Er ging direkt auf Suchinow zu.

„Monsieur Suchinow?"

„Sie kennen mich?"

„Ja — Doktor Samuel Finkle," stellte er sich dann vor. Eine Weile sahen sich die beiden Gegner forschend in die Augen. Suchinow suchte seine Besorgnis und Unruhe hinter schroffem Auftreten zu verbergen. Sam zeigte sich verbindlich und unbefangen wie immer und keine Miene verriet, daß er sich köstlich amüsierte.

„Wollen wir nicht Platz nehmen?" sagte Sam höflich, „ich denke, wir haben uns allerlei zu sagen."

„Unsere Unterredung kann nur sehr kurz sein, mein Herr. Mit welchem Recht mischen Sie sich in meine Angelegenheiten? Ihr alberner Scherz mit den fingierten Telegrammen hat mich zwei Tage gekostet — zwei köstliche Tage, die mir unersetzlich sind. Ich verlange Aufklärung und Rechenschaft!"

Suchinow sprach rasch und scharf und seine dunklen Augen blitzten drohend.

„Ich bin zu jeder Genugtuung bereit, mein Herr!" erwiderte Finkle ruhig, „aber ich rate Ihnen, Ihre Stimme etwas zu dämpfen. Es könnten Dinge zur Sprache kommen, die — in Ihrem Interesse — besser unter uns bleiben."

Suchinow wurde um einen Schein bleicher.

„Was soll das heißen?" brauste er auf. „Ich verbitte mir —"

„Herr Suchinow!" fiel Sam rasch ein, „soll ich diese Photographie an Herrn August Korf in Friedrichshafen senden?"

Der Name Korf wirkte auf Suchinow wie ein Schlag. Zitternd griff er nach dem Bild, das Sam ihm reichte. Dann fiel er stöhnend auf einen Stuhl und preßte die Hand an die Schläfen.

Sam wartete ruhig, bis Suchinow langsam das Haupt wieder hob. Er erschrak über das totenbleiche Antlitz, in dem die Augen wie im Fieber glühend irr flackerten.

„Sie haben gelauscht", sagte er tonlos, „das ist gemein!"

„Wir wollen nicht streiten, ob dies gemein war oder nicht, mein Herr!" sagte Sam höflich, beinahe herzlich, „anständig und gemein sind relative Begriffe, über die die Meinungen sehr verschieden sein können. Jedenfalls — ich bin genau orientiert."

„Was wollen Sie nun tun?"

„Das hängt von Ihnen ab, mein Herr!"

„Was verlangen Sie?" fragte Suchinow rasch und ein Schimmer von Hoffnung glitt über sein Gesicht.

Der alte Sam begriff selbst nicht, was ihn hinderte, diesen Mann, der zweifellos einen Diebstahl auf dem Gewissen hatte, zu zertreten.

Sie irren sich in meiner Person. Ich bin der Schwager Korfs."

Suchinow sank wieder zusammen — ein Bild hoffnungsloser Verzweiflung. „Wie erfuhren Sie, daß Frau Mertens und ich in Verbindung stehen?" sagte er leise.

„Durch eine schlecht aufgeklebte Briefmarke", antwortete Sam. Dann setzte er hinzu: „Herr Suchinow, sind Sie gewillt, mir einige Fragen zu beantworten?"

„Fragen Sie!"

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Ihre Angaben genau der Wahrheit entsprechen werden?"

„Mein Ehrenwort?" fragte Suchinow überrascht, „kann denn mein Ehrenwort noch für Sie Geltung haben?"

„Ich sehe in Herrn Suchinow nicht einen Schuft, sondern einen Mann, der seinem maßlosen Ehrgeiz zum Opfer gefallen ist", sagte Finkle und beobachtete die Wirkung dieser Worte. Suchinow biß sich auf die Lippen.

„Gut! Gebe Ihnen mein Ehrenwort! Fragen Sie!"

Finkle wartete eine Weile, um seine Gedanken zu ordnen. Er konnte es sich nicht verhehlen — der eingefallene hagere Mann, der an den Trümmern seiner Hoffnungen stand, der sein Lebenswerk nun kurz vor dem Erfolg rettungslos scheitern sah, dieser ehrgeizige und zweifellos geistvolle Mann flößte ihm Mitleid ein.

„Frau Mertens ist Ihre Tochter?" begann er das Verhör.

„Ja."

„Ihr Mädchenname lautet aber nicht Suchinow, sondern Weiß?"

„Sie trägt den Namen ihrer verstorbenen Mutter, einer Budapester Filmschauspielerin, die nie meine Frau war."

Sam gefiel die Offenheit, mit der Suchinow ein so heikles Thema berührte.

„Die Korrespondenz mit Korf hatte wohl den Zweck, ihn von Nachforschungen abzuhalten?"

„Diese Frage kann ich Ihnen nicht beantworten."

„Schön — dann etwas anderes. Ist die Rakete von Menschen besetzt?"

„Ein mir nahestehender Ingenieur namens Skoryna steuert die Maschine." Sam glaubte bei diesen Worten in den Zügen des Russen eine ungeheuchelte Wehmut zu erkennen.

„Wie ist Ihr Unternehmen finanziert worden?"

„Durch die Trans-Cosmos-Aktiengesellschaft, deren Gründer und Hauptaktionär der rumänische Ölmagnat Romano Vacarescu ist. — Warum fragen Sie Dinge, die in Bukarest die Spatzen von den Dächern pfeifen?"

„Es ist für mich bequemer, die Aufschlüsse direkt von Ihnen zu erhalten. Außerdem" — Sam lächelte fein — „würden Sie mir andere Fragen doch wohl kaum beantworten."

Suchinow antwortete nicht und Finkle fuhr fort:

„Welche finanziellen Folgen hat es für Vacarescu, wenn Ihre Rakete verunglückt?"

„Die Aktien der Gesellschaft dürften dann so gut wie wertlos sein — das liegt auf der Hand. Außerdem ist die Versicherungssumme für Skoryna fällig. Vacarescu hat hier auf der Magyar-Bank ein Akkreditiv eröffnet, aus welchem zwanzigtausend englische Pfund zahlbar sind, wenn der Tod Skorynas nachgewiesen ist oder die Rakete innerhalb eines Jahres nach Abschuß nicht zurückkehrt."

„Zahlbar an wen?"

„Das entzieht sich meiner Kenntnis. Skoryna hat die Verfügung über diese Summe unter Siegel bei der Magyar-Bank hinterlegt."

„Und wenn die Rakete erfolgreich zurückkehrt?"

„Dann ist Vacarescu nahezu Alleininhaber der ersten Raumschiffahrtsgesellschaft der Welt. Der Wert des Unternehmens wird rapid emporschnellen."

„Und Sie?"

„Ich bin und bleibe der technische Leiter der Trans-Cosmos-Gesellschaft."

Onkel Sam stand befriedigt auf.

„Ich danke Ihnen für Ihre Auskünfte, Herr Suchinow. Ich möchte Ihnen nun einen Vorschlag machen, der mit einem Waffenstillstand Ähnlichkeit hat. Ich kann Ihnen nicht versprechen, die ganze Angelegenheit ad acta zu legen, aber ich erbiete mich, so lange keine Anzeige zu erstatten, als Sie meinem Unternehmen nichts in den Weg legen und sich völlig neutral verhalten, was auch geschehen mag. — Ich brauche Sie wohl nicht nochmals darauf hinzuweisen, daß ich die Mittel habe, irgendwelchen Intrigen Ihrerseits sofort und wirksam zu begegnen. Dennoch bitte ich um Ihr Ehrenwort."

„Mein Wort, Monsieur", sagte Suchinow ruhig. Eine Sekunde lang tauchten die Blicke der beiden Männer ineinander, dann verbeugte sich Finkle leicht und zog sich zurück. Er nahm die Überzeugung mit sich, daß der Russe sein Wort nicht brechen würde.

Suchinow blieb noch eine Weile in Gedanken versunken sitzen. Dann sprang er plötzlich auf und jagte wie gehetzt davon. Ein Auto brachte ihn zum Flugplatz, wo sich das Kursflugzeug der Aro-Union eben zum Start nach Bukarest bereit machte.

Drei Stunden darauf betrat er seine Büros in der Cale Victoria.

(Fortsetzung folgt.)

Der Harras.

Von Rudolf Presber.

Mein Freund Mönckeberg ist ein verständiger Mensch und ein großer Wohltäter. Innerhalb der Grenzen seines Vermögens natürlich.

Solange ich ihn kenne, hat er nach und nach für gute Lektüre entlassener Zuchthäusler, für wollenes Unterzeug rachitischer Negerkinder, für Verbreitung der deutschen Klassiker unter den Eskimos, für den Kampf gegen die Mückenplage in den Ostseebädern und für die Förderung der Allgemein-Verständlichkeit der Finanz-Erlasse ein halbes Vermögen ausgegeben.

Neulich erfuhr er, daß viele Blinde, die mit ehrlichem Willen ihrem Erwerb nachgehen, ein ausgezeichnet dressierter Hund durch die Fährnisse der Straßen steuert und leitet.

Sofort war Mönckeberg Feuer und Flamme für diesen Gedanken. Da er einen Blinden in seiner Nähe kennt, der immer mit seinen kleinen Geschäftsgängen warten mußte, bis sein Töchterchen aus der Schule kam, stand alsbald bei Mönckeberg der Entschluß fest, einen besonders guten Hund für diesen armen Teufel anzuschaffen.

Er selber aber verstand leider wenig von Hunden. Schon mehr von Katzen, für die er im Jahre 1913 ein „Asyl" gegründet hatte, das auch einigen alten Weiberchen, als Pflegerinnen, eine Zuflucht sein sollte. Im Jahre 1922 befanden sich bereits mehr alte Weiberchen als Katzen im Asyl, und im

Jahre 1923 begannen diese einen Prozeß gegen ihren Wohltäter auf umgehende Entfernung der Katzen. Weil die Tiere übel röchen und alles zerkratzten. Der Prozeß schwebt heute noch. Ju denke, in der dritten Instanz. Das nebenbei.

Also, in seinen Sorgen um einen Hund ging Freund Mönckeberg verständigerweise in einen Zirkus, der gerade am Platze war. In diesem Zirkus trat, das hatte er gelesen, der Clown Bimbo mit dressierten Pudeln und Wachtelhündchen auf. Am Vormittag während der Manege-Probe ging er hin und ließ sich den Clown herausrufen.

„Sie verstehen etwas von Hunden —“ fragte Mönckeberg mit gewinnender Höflichkeit den Clown.

„Kann man wohl sagen,“ feixte der Gefragte, der, auch wenn er nicht geschminkt war, einen ganz erstaunlich großen Mund hatte. „Ich habe im ganzen seit den vierundzwanzig Jahren meines Auftretens — nächstes Jahr am ersten September habe ich mein Jubiläum, wenn Sie sich's aufschreiben wollen — hab' ich zweiundachtzig Hunde dressiert. Jetzt arbeite ich noch mit zwölf.“

„Erstaunlich,“ lobte Freund Mönckeberg höflich. „Da bin ich also vor der richtigen Schmiede. Ich möchte Sie bitten — natürlich gegen Vergütung — für mich einen ganz bestimmten Hund zu kaufen. Was würden Sie für die Vermittelung nehmen?“

Nach einigem Besinnen antwortete der Clown: das würde auf die Schwierigkeit der Aufgabe ankommen — etwa fünfundzwanzig Mark.

Mönckeberg fand das nicht zu teuer. „Also,“ sagte er, „ich brauche einen guten und nicht zu alten „Blinden“-Hund. Sie verstehen?“

„Nicht ganz. Ich habe wohl etwas Sand im Ohr.“

„Einen lebendigen Hund. Einen „Blinden“-Hund,“ schrie Mönckeberg in das sandige Ohr.

„Ach so — hm, das ist aber doch seltsam!“

„Wieso — seltsam? Man arbeitet jetzt viel mit Blinden-Hunden. Ich las es in der Zeitung.“

„So. Ich lese keine Zeitungen. Wollen Sie den Hund für sich?“

„Für mich? Aber nein, natürlich nicht. Ich werde dem Blinden-Hund eine seiner würdige Aufgabe stellen. Die Rasse ist mir egal, das heißt, ich glaube, man nimmt da wohl am besten einen tüchtigen Schäferhund — oder —“

„Schäferhund? Schön, was darf er kosten?“

Mönckeberg, der von Hundepreisen nichts wußte, schlug fünfzig bis sechzig Mark vor.

Man einigte sich schließlich auf hundert.

„Aber — dafür kriegen Sie schon etwas Gutes,“ nickte der Clown.

Schon nach wenigen Tagen kam der Clown Bimbo — natürlich in Zivil, in dem er aussah wie ein Gent aus dem Osten — und brachte einen gelben Schäferhund mit. Er machte auf die spitzen Stehohren aufmerksam, auf die gutgetragene Rute und nahm die einhundertfünfundzwanzig Mark in Empfang, wofür er auch noch einen ziemlich unleserlichen Stammbaum mit ablieferte. Dann empfahl er sich rasch.

Mönckeberg rief ihm die Treppe hinunter nach, wie denn der Hund heiße. Aber Herr Bimbo schien wieder Sand im Ohr zu haben. So schickte ihm Mönckeberg die Köchin nach; die kam atemringend mit der Mitteilung wieder, der Hund heiße „Tarrasch“.

„Ach was,“ sagte Mönckeberg ärgerlich. „Tarrasch war ein berühmter Schachspieler. So heißt doch kein Hund!“ Und nach einigem Nachdenken fügte er hinzu: „Harras wird er gesagt haben.“

„Außer das,“ sagte die Köchin und ging beleidigt in die Küche.

Aber Harras hieß der Hund offenbar wirklich. Denn während er sonst gänzlich apathisch dasaß und sich nur zuweilen kratzte — „das ist die Treue für den alten Herrn, die ihn so traurig macht,“ lobte Mönckeberg — spitzte er die Ohren, wenn man „Harras“ rief.

Mönckeberg war beglückt. Er kaufte dem „Harras“ sofort ein schönes Halsband mit doppelter Führleine. Dann wollte er den Hund selbst zu dem Blinden bringen. Unterwegs gedachte er scharf zu beobachten, wie das Tier arbeite, indem er selber den Blinden spielte. Er kniff also die Augen zu, tippelte hinter dem Hund her und war fest entschlossen, sich vollständig von dem Hund „führen“ zu lassen.

Der Hund schnupperte, wie es Mönckeberg scheinen wollte, zunächst etwas unsicher herum. Als es aber keinen Gegendruck der Leine spürte, setzte es sich in Bewegung. Immer die Nase auf dem Boden — und dann wieder hoch in der Luft.

Mönckeberg hatte sich den Weg anders gedacht. Das Tempo rascher, die Gangart sicherer und das Resultat glücklicher. Harras führte ihn zunächst in einen breiigen Schmutzhaufen, der ihm die Stiefel und Hosenbeine besudelte. Aber vielleicht hatte er den Hund selber zu stark geleitet. Er ließ die Leine lockerer. So war das wohl für die Arbeit eines Blinden-Hundes notwendig.

Mitten durch fluchende und schimpfende Menschen — quer über die Straße — zog ihn der Harras. Und zwar zunächst in einen Postkarren, dessen Lenker mit ziemlich unflätigen Ausdrücken um sich warf. Dann beinahe in ein vorbeisausendes Motorrad und schließlich, das Tempo verstärkend, an eine Laterne. Um diese schlang sich die Leine, so daß sie schwer wieder zu lösen war.

Einige entrüstete Passanten, die die frivole Gefährdung des Postkarrens und des Motorfahrers mit angesehen hatte, gruppierten sich in bedrohlicher Haltung um Mönckeberg und Harras, der mit gesenkter Rute und hängenden Ohren dabeistand.

Das Experiment schien durchaus mißglückt.

Mönckeberg winkte wütend eine Droschke heran. Harras war schwer zu bewegen, den Wagen zu besteigen, suchte winselnd unter die Räder zu retirieren und mußte mit Hilfe einer Dame, die Mönckeberg drohte, ihn beim Tierschutzverein anzuzeigen, hineingetragen werden.

Mönckeberg, wütend und naß vom Schweiß, fuhr nach dem Zirkus.

Die Probe war mitten im Gange. Der Clown Bimbo stand gerade auf dem Kopf, während ein stolz um sich blickendes Wachtelhündchen auf seinen breiten, in die Luft gestreckten Sohlen „schön“ machte.

Als sich Bimbo angerufen hörte, entfernte er das Wachtelhündchen in weitem Bogen durch die Luft und sprang selbst elastisch auf die Beine.

„Was haben Sie mir da für einen schrecklichen Hund verkauft!?“ polterte der sonst so höfliche Mönckeberg ärgerlich heraus.

„Schlechten Hand — wieso? Sie verlangten einen blinden Hund. Meinen Sie, das war so leicht für mich, einen blinden Hund zu finden? Die werden doch meistens gleich ersäuft, wenn sie blind sind. Ich bin schön herumgelaufen für ihren närrischen Auftrag.“

„Was denn? Einen — blinden Hund haben Sie mir gekauft?!“

„Na, natürlich! Sie waren doch wie verrückt danach. Einen Stammbaum hat er auch und dressiert ist er, soweit das eben bei seiner Blindheit möglich ist. Bloß spazierengehen dürfen Sie natürlich nicht mit ihm. Oder doch nur im Garten, nicht in belebten Gegenden.“

„Ja, aber —“

„Ja, aber —!!“ Der Clown wurde sehr grob und ließ an meinen Freund Mönckeberg eine ungezogene Einladung ergehen, worauf er hinzufügte: „Wenn einer meschugge ist und will absolut einen blinden Hund und ich suche und kaufe ihm einen mit vieler Mühe, und nachher kommt er und wundert sich, daß der Hund nichts sieht, dann gehört der Mensch ins Narrenhaus! Das ist meine Meinung! Übrigens habe ich jetzt Probe. Guten Morgen!“

Mönckeberg hat den Harras heute noch. Er hat sich nicht entschließen können, ihn zu töten. Kaufen will das Tier natürlich niemand. Nun hat er Gott sei Dank einen tauben Diener — Giesecke geheißen. Der Giesecke und der Harras ergänzen sich aufs schönste. Was der eine nicht sieht, hört der andere nicht; und umgekehrt. Und so.

Aber wenn Mönckeberg sehr laut nach Giesecke ruft, dann fängt der Harras an schrecklich zu heulen. Dann hört's der Giesecke schließlich und kommt.

Und so ist allen geholfen.

Eine moderne Tropenjagd.

Mit Tank und Flugzeug.

England wartet augenblicklich gespannt auf die Rückkehr einer Gesellschaft, die sich von Dezember bis Anfang Februar im Sudan aufgehalten hat, um afrikanisches Großwild zu jagen und die durch ihre eigenartige Ausrüstung große Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit erregte. An der Expedition, die von dem früheren britischen Gesandten in Abessinien, Sir John Harrington, zusammengestellt und geleitet wurde, nahmen eine Anzahl Offiziere, mehrere bekannte Afrikareisende und die Frau Harringtons teil. Die Jäger brachen von Südägypten aus im Dezember auf und fuhren mit einer stattlichen Flotte über 2000 englische Meilen nilaufwärts. Ein Dampfer der Sudanregierung beherbergte die Gesellschaft, während man die mannigfachen Ausrüstungsgegenstände in drei Barken hinterherschleppen ließ. Um in die ungeheuren Sandwüsten des Sudans möglichst schnell vordringen zu können, bediente man sich eigens zu diesem Zwecke erbauter Motorwagen, der „Wüstentanks“. Diese eigenartigen Fahrzeuge, die ähnlich wie die Tanks des Weltkrieges statt der Räder Raupenschlepper aufwiesen, erlaubten den Jägern, sich in wenigen Tagen auf hundert Meilen von dem Flusse in wildreiche Gegenden zu entfernen

und in ebenso kurzer Zeit mit der Beute zurückzukehren, während man mit den im Sudan üblichen Lastträgerkolonnen Wochen und Monate gebraucht hätte.

Zur „Aufklärung“ bediente man sich eines auf einer besonderen Barke verladenen Wasserflugzeuges. Mit acht Personen bemannt, stieg das Flugzeug fast täglich vom Nil aus auf und leistete besonders in der Aufspürung großer Elefantenherden unschätzbare Dienste. Versuche, vom Flugzeuge aus Elefanten und Giraffen zu schießen, mißlangen jedoch. Das Flugzeug rettete übrigens einem Teilnehmer der Expedition das Leben. Ein junger Mechaniker, der als Tankführer verpflichtet war, erkrankte plötzlich lebensgefährlich. Eine sofortige Operation war erforderlich, die man auf dem Dampfer jedoch nicht vornehmen konnte. Da das nächste Hospital in der Eingeborenenstadt Mongalla etwa sechs Tagereisen entfernt war, wäre der Kranke ohne das Flugzeug verloren gewesen. So bettete man den Fiebernden in die geräumige Kabine des Flugzeuges, startete und konnte fünf Stunden später den Kranken im Hospital von Mongalla abliefern, wo ihm durch eine schnelle Operation das Leben erhalten wurde.

Nach den letzten eingetroffenen Nachrichten hat die englische Jagdexpedition, nicht zuletzt durch ihre hervorragende technische Ausrüstung, eine Jagdbeute davongetragen, die alles bisher auf diesem Gebiete Erreichte übertrifft und die die englischen Museen beträchtlich bereichern wird. Besonders reichhaltig war die Beute an seltenen Antilopen- und Büffelarten. Auch die Zahl der von der Gesellschaft geschossenen Elefanten ist groß. Es ist bereits geplant, eine neue englische Expedition mit noch umfangreicheren technischen Mitteln nach Afrika zu schicken, eine Absicht, die in dem aufrichtigen Naturfreund starke Befürchtungen für den Bestand der letzten Reste der afrikanischen Fauna hegen läßt.

„Die Hölle der Höllen.“

Das Pariser Blatt „Quotidien“ erzählt folgendes aus dem Heldenleben von Leuchtturmwärtern aus der Bretagne:

Im Jahre 1865 entdeckte ein Ingenieur draußen im Atlantischen Ozean einen Felsen, der gewöhnlich von den Wellen überspült ist. Später wurde beschlossen, an diesem für die Schiffahrt gefährlichen Punkt einen Leuchtturm zu errichten. Die Arbeit nahm ihren Anfang, als die See ruhig war. Man brachte mitten auf dem Felsen einen Ring an; durch den Ring zog man ein Kabel, und an diesem Kabel wurden die vier Arbeiter, die auf dem die meiste Zeit vom Wasser bedeckten Riff arbeiten mußten, mit Leinen festgebunden. In einer Woche konnten die vier Pioniere acht Stunden arbeiten; ohne die Seile hätten die Wogen sie in die See gespült. Es dauerte sechs Jahre, bis das Werk vollendet war, und im Jahre 1881 warf der Leuchtturm von Ar-Men zum ersten Male seine hellen Strahlen durch die dunkle Nacht des Ozeans.

Ar-Men hat auch noch einen anderen Namen: „Die Hölle der Höllen“. Die es so getauft haben, kennen den Fels im Meere gut. Das sind nämlich seine Wärter. Denn Ar-Men, die gewaltige Wachtsäule, deren leuchtender Kopf Strahlen in die Finsternis des Ozeans entsendet, Ar-Men, der in der bedrückenden Einsamkeit den Elementen trotzende Wächter zwischen Himmel und Wasser, beherbergt ständig in seinem Rumpf aus Granit und Erz drei Männer, die ganze Wochen, ja bisweilen Monate hindurch von der zivilisierten Welt abgeschnitten leben.

Die See schüttelt und erschüttert beständig diesen 33 Meter hohen Leuchtturm. Es ist schon vorgekommen, daß riesige Wellen, welche mit donnerndem Lärm auf der Plattform des Turmes zerschellten, bis über die Lampen hinaus emporspritzten. In diesem Turm, der ohne Unterlaß und unter klangvollen Lauten erzittert, leben Menschen. Es wird erzählt, es sei einmal ein Wärter verrückt geworden vom Heulen des Windes und vom Tosen des Meeres unter ihm. Ein andermal wurde ein Wärter von einer Woge ins Meer gespült und ist ertrunken.

Im Jahre 1924 brach in der Küche des Leuchtturms Ar-Men ein Brand aus. Der Rauch blendete die Wärter und die Flammen erfüllten allmählich das ganze Futteral aus Granit. Die drei Männer mußten sich längs des Blitzableiters bis auf die Plattform hinunterlassen, wo sie zitternd vor Kälte 24 Stunden verblieben, ohne etwas zu essen zu haben. Einer von den nämlichen Wärtern hat später sechs Tage auf Ar-Men mit einem geisteskrank gewordenen Gefährten zugebracht, der sich vom Geländer des Turmes ins Meer hatte stürzen wollen. Nachdem er seinen Kameraden gefesselt hatte, mußte er sechs Tage an der Seite des Wahnsinnigen ausharren, dessen Schreien und Brüllen das Tosen des Meeres noch übertönte.

Im Jahre 1913, als das mit der Ablösung der Wärter betraute Schiff wieder einmal bei dem Felsenriff anlegte, um der einsamen Besatzung Proviant zu bringen, fand man die drei Männer zu Skeletten abgezehrt; sie waren vom Skorbut befallen worden. Von einem anderen Wächter wird erzählt, er habe einst 100 Tage auf dem Leuchtturm zugebracht, ohne daß er abgelöst wurde. Hundert Tage, das ist länger als ein Vierteljahr. . . .

Bunte Chronik



* **Die teuerste Bibel.** Aus Neuyork wird berichtet, daß dort mit anderen Kunstschätzen aus der Sammlung des verstorbenen Lord Leverhulme eine Gutenberg-Bibel an Bord der „Homeric“ für die Galerie von Anderson eingetroffen ist und schon Mitte des Monats verkauft werden soll. — Die Bibel gehört zu den 13 auf der ganzen Welt vorhandenen Kopien. Sie soll vorzüglich erhalten sein und sich in einem besseren Zustande befinden, als die im British-Museum aufbewahrte, obschon sie nachweislich über 470 Jahre alt ist. Das ist darauf zurückzuführen, daß sie etwa 400 Jahre hindurch in der Bibliothek der Benediktiner-Abtei Melk aufbewahrt wurde. Der Londoner Buchhändler Goldston hat sie erst im vorigen Juli für 10 000 Pfund in Wien angekauft. — Herr Anderson erklärte, daß er auf einen Verkaufspreis von 15 000 Pfund rechnet. — Es würde das einen Rekordpreis darstellen, der je für ein gedrucktes Buch bezahlt worden ist. Im Jahre 1920 wurde eine beschädigte Kopie der Gutenberg-Bibel aus der Bibliothek der Lady Zouche für 2750 Pfund bei Sotheby versteigert.

*

* **Einer, der Lotteriegewinne vorhersagt.** In Foggia, einer Stadt in Apulien, hat ein Mann dadurch, daß er Lotteriegewinne vorhersagte, ein ungeheures Aufsehen erregt. Er hat der Bevölkerung vor mehreren Wochen einige Lotteriezahlen vorausgesagt, die hohe Gewinne erzielen sollten. Tatsächlich sind diese Lose nunmehr mit Gewinnen von insgesamt 2 Millionen Lire herausgekommen. Als die Gewinne bekannt wurden, zogen die Gewinner vor sein Haus, große Volksmassen sammelten sich alsbald an, und der Prophet wurde im Triumph durch die Straßen getragen. Einer der Gewinner händigte ihm sofort eine Belohnung von 20 000 Lire aus. Für die nächste Ziehung erbot sich der Zahlendeuter, wiederum mehrere Nummern zu nennen, nur bat er sich drei Wochen Ruhe aus, um seine angegriffenen Nerven zu beruhigen. Die größten Versprechungen sind ihm bereits gemacht worden. Einer, der auch auf einen Gewinn spekuliert, bot ihm einen „Palazzo“ an, wenn er ihm einige Nummern nenne. Die italienische Lotterieverwaltung ist unruhig geworden und verlangt eine Untersuchung.



Lustige Ecke



* **Übertroffen.** Ich verstehe nicht, Gustav, wieso du die Körbe billiger liefern kannst als ich. Ich stehle doch auch die Weiden.“ „Ja, siehst du, ich stehle gleich die fertigen Körbe.“

*

* **Was ist der Unterschied . . .?** Zwischen einem Licht und einer Frau? Wenn das Licht geputzt ist, brennt es heller; wenn die Frau geputzt ist, geht sie aus.

*

* **Die Bestellung.** „Gut, daß ich Sie treffe, ich soll Sie grüßen! Von wem, habe ich allerdings vergessen!“

*

* **„Binnenpost.“** Meyer: Ich hab' jetzt keine Zeit mehr, ich muß heim, meine Binnenpost erledigen. Müller: Binnenpost? Hast du ein Exportgeschäft und einen Binnenhandel daneben? Meyer: Nein, aber ich habe zehn Briefe heute bekommen, die alle anfangen: „Binnen acht Tagen müssen Sie bezahlen, sonst gehen wir mit Klage vor.“

* **Naturgeschichtliches.** „Papa, ich habe eben in meiner

*

„Naturgeschichte“ gelesen, daß die Tiere jedes Jahr einen anderen Pelz tragen. „Pscht, um Gotteswillen, die Mama sitzt nebenan im Zimmer!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.